

Peggy H. Breitenstein

Die Befreiung der Geschichte

Geschichtsphilosophie
als Gesellschaftskritik
nach Adorno und Foucault

Institut für Sozialforschung · Frankfurt am Main

Campus

Die Befreiung der Geschichte

Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie

herausgegeben von Axel Honneth
im Auftrag des Instituts für Sozialforschung
an der Johann Wolfgang Goethe-Universität,
Frankfurt am Main

Band 19

Mit dieser Buchreihe will das Frankfurter »Institut für Sozialforschung« ein neues Kapitel in seiner eigenen Geschichte aufschlagen. In Anlehnung an die Schriftenreihe, die 1955 von Theodor W. Adorno und Walter Dirks gegründet und im Jahr 1971 eingestellt wurde, sollen hier in regelmäßigen Abständen Monografien und Forschungsberichte veröffentlicht werden, in denen sich die theoretischen und empirischen Fragestellungen der Institutsarbeit niederschlagen; bewusst wurde dabei das thematische Spektrum der Reihe um die Sozialphilosophie erweitert, weil heute nicht mehr wie selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, dass zur soziologischen Forschung auch die Reflexion auf die philosophische Begriffsbildung gehört. In die Reihe werden neben den im Institut entstandenen Arbeiten auch Studien zur Veröffentlichung aufgenommen, die die gegenwärtigen Forschungsabsichten in markanter Weise widerspiegeln.

Peggy H. Breitenstein, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie der Philipps-Universität Marburg.

Peggy H. Breitenstein

Die Befreiung der Geschichte

Geschichtsphilosophie als Gesellschaftskritik
nach Adorno und Foucault

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-39598-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2013 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Satz: Ina Walter, Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: KM-Druck, Groß-Umstadt
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.
www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort von Axel Honneth	9
Danksagung	17
I. Einleitung	19
1. Zum Diskussionsstand um die materiale Geschichtsphilosophie .	22
1.1 Analytische Philosophie und Narrativismus	23
1.2 Postmoderne	25
1.3 Rehabilitierungsversuche	27
1.4 Zwischenbetrachtung: Materiale Geschichtsphilosophie heute . .	34
2. Geschichtsphilosophie als Gesellschaftskritik: Zum Begriff einer kritischen materialen Geschichtsphilosophie	38
3. Ziel und Aufbau der Arbeit	45
II. Negative Dialektik der Naturgeschichte: Geschichtsphilosophie bei Theodor W. Adorno	47
1. Methodisch-konzeptuelle Grundlegung: Philosophie als Deutung und Kritik	53
1.1 Real- und philosophiegeschichtliche Verortung	55
1.2 Deutung und Physiognomik	62
1.2.1 Deutung versus Forschung	65
1.2.2 Deutung ohne »Sinn«	68

1.2.3 Die Figur der Warenform	70
1.2.4 Theorie der Warentauschgesellschaft	73
1.2.5 Physiognomik	81
1.3 Kritische Philosophie – philosophische Kritik	86
1.4 Adornos implizite Geschichtsphilosophie	91
2. Adornos Kritik der klassischen Geschichtsphilosophie	95
2.1 Immanente Kritik an Hegel	96
2.2 Übergang zur Dialektik der Naturgeschichte	106
3. Begriffe und Modelle der kritischen Geschichtsphilosophie	
Adornos	107
3.1 Naturgeschichte	108
3.1.1 Ausgangspunkt und Fragestellung	109
3.1.2 Geschichtlichkeit, Zweite Natur, Allegorie	112
3.1.3 Naturgesetzlichkeit	116
3.1.4 Die Dialektik von Natur und Geschichte	120
3.2 Statik und Dynamik der Gesellschaft	123
3.3 Fortschritt und Dekadenz	128
3.4 Rück- und Ausblick: Geschichtsphilosophie und Utopie	133
4. <i>Dialektik der Aufklärung</i> : Geschichte als Naturgeschichte ...	139
4.1 Andauernde Vorgeschichte: Mythos und Aufklärung	141
4.2 Zur »Urgeschichte« des Subjekts und des Antisemitismus	146
4.3 Verfallsgeschichte oder <i>Dialektik der Aufklärung</i> ?	151
5. Kritik an Adornos Geschichtsphilosophie revisited	155
III. Ontologie der Gegenwart: Michel Foucaults	
Geschichtsphilosophie	161
1. Foucaults Kritik der Geschichtsphilosophie	168

1.1 Einwendungen	169
1.2 Relativierungen	176
1.3 Demontage der Geschichtsphilosophie?	181
2. Konzeptualisierungen, Methoden und Dimensionen der Geschichte	182
2.1 Archäologie des Wissens: Archiv, Diskurs, Diskurspraktiken	184
2.2 Analytik der Macht: Genealogien, Strategien, Dispositive	190
2.2.1 Genealogie im Anschluss an Nietzsche	191
2.2.2 Genealogie als Anti-Wissenschaft	193
2.2.3 Wie funktioniert Macht?	195
2.2.4 Dispositiv	199
2.2.5 Was ist Macht? Eine handlungstheoretische Grundlegung	202
2.2.6 Regierung	206
2.3 Subjektkonstituierende Praktiken: Zwischen Individuum und Selbst	207
2.4 Das Zusammenspiel von Wissen, Macht und Subjektivierung in der »Ontologie der Gegenwart«	215
2.5 Rückblick: Grundlegung und normative Basis der kritischen materialen Geschichtsphilosophie Foucaults	221
3. Foucaults materiale Geschichtsphilosophie	227
3.1 Von der Souveränitäts- zur Disziplinarmacht: <i>Überwachen und Strafen</i>	228
3.1.1 Ziel und methodische Leitlinien	229
3.1.2 Souveränitätsmacht und peinliche Strafe	232
3.1.3 Reformdiskurse	234
3.1.4 Disziplinarmacht	238
3.1.5 Panoptismus	243
3.1.6 Disziplinargesellschaft und Gefängnisstrafe	245

3.2 Biomacht: <i>Der Wille zum Wissen</i>	247
3.2.1 Ziel und methodische Leitlinien	248
3.2.2 Biomacht und Sexualitätsdispositiv	251
3.3 Rückblick: Foucaults materiale Geschichtsphilosophie	256
4. Resümee: Genealogische Gesellschaftskritik	261
IV. Zusammenfassung und Vergleich	267
1. Materiale Geschichtsphilosophie bei Adorno und Foucault .	267
2. Die Befreiung der Geschichte – Geschichtsphilosophie als Gesellschaftskritik	270
3. Vergleich der kritischen Geschichtsphilosophien Adornos und Foucaults	276
Siglen	283
Theodor W. Adorno	283
Michel Foucault	285
Literatur	289

Vorwort

Schon seit geraumer Zeit ist es beinahe selbstverständlich geworden, alles Denken in geschichtsphilosophischen Kategorien als eine veraltete Form der Theoriebildung abzutun; wer heute darangeht, übergreifende Deutungen historischer Prozesse zu entwerfen und dabei vor der Behauptung sich durchhaltender Tendenzen nicht zurückschreckt, kann sich leicht des Rückfalls hinter die Einsicht in die subjektive Willkürlichkeit solcher Generalisierungen verdächtig machen. Für die Kritische Theorie stellte der Vorwurf der methodischen Haltlosigkeit geschichtsphilosophischer Aussagen von Beginn an eine gravierende, geradezu identitätsgefährdende Herausforderung dar; denn in dieser Tradition war man bei aller Zurückweisung der klassischen Geschichtsphilosophien (zum Beispiel Horkheimer 1987 [1930]; Adorno 2001) doch auch darauf angewiesen, die eigenen Diagnosen der Gegenwart in einen weiteren geschichtlichen Rahmen einzupassen, um dadurch den Anspruch einer Kritik nicht nur der kapitalistischen Gesellschaft, sondern eines ganzen Prozesses der Vereinseitigung oder Deformation der menschlichen Vernunft rechtfertigen zu können (vgl. Honneth 2007 [2004]). Wäre das Verdikt gegen jede Form von Geschichtsphilosophie, das Popper schon in den 1940er Jahren ausgesprochen hatte (Popper 1958 [1945]: Band 2) und welches später durch Beiträge innerhalb der analytischen Philosophie nur noch verstärkt worden ist, das letzte Wort in dieser Sache, so wäre es um Vorsatz und Durchführbarkeit der Kritischen Theorie äußerst schlecht bestellt; Aussagen wie die, dass der historische Prozess eine Tendenz zur Instrumentalisierung der Vernunft offenbare oder die kapitalistische Entwicklung einer Logik der »Kolonialisierung der Lebenswelt« folge, wären methodologisch nicht mehr zu rechtfertigen und der eigentliche Kern der Frankfurter Theorietradition damit preisgegeben. Es ist das außerordentliche Verdienst der vorliegenden Studie, die philosophischen Karten in dieser untergründigen Auseinandersetzung neu aufzumischen; denn in ihrer ursprünglich als Dissertation verfassten Arbeit unternimmt Peggy H. Breitenstein den längst

überfälligen Versuch, das seit Jahrzehnten monoton wiederholte Verdikt noch einmal im Lichte aller inzwischen vorgebrachten Einwände zu prüfen, um auf dem damit beschrittenen Weg die Unverzichtbarkeit und Legitimität geschichtsphilosophischer Verallgemeinerungen für die Zwecke einer kritischen Theorie darzulegen.

Allerdings begnügt sich die Autorin nun nicht einfach damit, ihre Rechtfertigung des geschichtsphilosophischen Denkens am Beispiel der Kritischen Theorie Frankfurter Prägung durchzuführen; vielmehr will sie darüber hinaus auch noch den ehrgeizigen Nachweis antreten, dass selbst ein so offensichtlich jeder spekulativen Verallgemeinerung misstrauender Theoretiker wie Michel Foucault nicht umhinkam, bei der Entfaltung seiner eigenen, ganz anders gelagerten Kritik an der Gegenwart auf geschichtsphilosophische Denkfiguren zurückzugreifen. Insofern verknüpft Peggy H. Breitenstein in ihrer Studie auf raffinierte Weise theoriegeschichtliche und systematische Zielsetzungen: Im Zuge einer Verteidigung der Geschichtsphilosophie gegenüber ihren vielstimmigen Kritikern soll zugleich gezeigt werden, dass zwischen den kritischen Gesellschaftstheorien Adornos und Foucaults mehr philosophische Gemeinsamkeiten bestehen als in der Wirkungsgeschichte gemeinhin angenommen wird.

Bevor an diesen beiden Theorien in vergleichender Absicht jeweils der geschichtsphilosophische Kern freigelegt werden kann, um daran dann deren mögliche Konvergenz auszuloten, muss in einem ersten Schritt geklärt werden, was von dem Unterfangen einer Geschichtsphilosophie angesichts der systematisch erhobenen Einwände überhaupt gerettet werden kann. Peggy H. Breitenstein unternimmt das souverän bereits in ihrer *Einleitung*, in der sie in Form eines Überblicks über die wesentlichen Gegenargumente zu prüfen versucht, welche Ansprüche das geschichtsphilosophische Denken heute noch zu erheben vermag. Schnell wird deutlich, dass nach den überzeugenden Untersuchungen Arthur C. Dantos und seiner Nachfolger (Danto 1974 [1965]; für den deutschen Sprachraum beispielsweise Baumgartner 1972) weder von einem objektivistischen noch von einem universalistischen oder gar einem teleologischen Status dieser Denkform länger die Rede sein darf: Der Anspruch auf Objektivität verbietet sich der Geschichtsphilosophie, sobald ihre Aussagen mit Danto als narrative Konstruktionen von einem interessegeleiteten Standpunkt aus durchschaut sind; da solche Perspektiven sich mit der Zeit und dem Ort aber verändern, kann für die jeweiligen Generalisierungen auch nicht mehr eine universalistische Geltung reklamiert werden; und schließlich entfällt mit diesen Ansprüchen natürlich ebenfalls

die Idee einer objektiv wirksamen oder hypothetisch projizierten Teleologie, weil beides voraussetzen würde, der Geschichte im Ganzen einen einzigen Richtungssinn und damit ein universales Ziel zu unterlegen. Allerdings stellt sich spätestens hier die Frage, ob unter der Bedingung des Abzugs all dieser drei klassischen Ansprüche überhaupt noch sinnvoll vom Vorhaben einer Geschichtsphilosophie gesprochen werden kann. Die Autorin versucht darauf eine Antwort zu finden, indem sie zunächst in negativer Weise umreißt, warum wir auf generalisierende Aussagen über geschichtliche Entwicklungstendenzen in unserer eigenen Selbstverständigung nicht verzichten können. Nach ihrer Überzeugung sind wir nämlich auf solche »philosophischen« Verallgemeinerungen des Verlaufs historischer Prozesse deswegen angewiesen, weil wir ohne sie nicht in der Lage wären, uns über die vor uns liegenden Aufgaben der praktisch-politischen Veränderung zu verständigen. Dem liegt die schon bei Kant anzutreffende Überzeugung zugrunde, dass sich die moralischen Ziele einer reformorientierten Politik nur im Lichte eines von der Gegenwart aus erschlossenen Richtungssinns der vergangenen Geschichte bestimmen lassen, wobei wir dabei heute jedoch auf jedes universalistische Ansinnen verzichten und uns daher auf bloß lokale Vergewisserungen solcher Art beschränken müssen. Für eine derartige Geschichtsphilosophie »in praktischer Absicht«, wie es im Anschluss an Habermas heißt,¹ hat nach Auffassung von Peggy H. Breitenstein im Weiteren methodologisch all das zu gelten, was von analytischer Seite aus zur Charakterisierung von generalisierenden Aussagen über historische Entwicklungsrichtungen beigetragen worden ist: Es handelt sich um narrativ verfasste Konstruktionen, die von einem gegenwärtigen Standpunkt aus auf die Vergangenheit zurückprojiziert werden, um mit ihrer Hilfe eine interessegeleitete Aussicht auf die Zukunft zu eröffnen.

Wird nun dieses Erkenntnisinteresse mit dem identifiziert, was zuvor im Anschluss an Kant über die praktische Absicht einer moralischen Erschließung politischer Zielsetzungen gesagt worden ist, so gelangt man zu der Bestimmung von Geschichtsphilosophie, die die Autorin als eine auch heute noch legitime Form des philosophischen Wissens ihrem weiteren Vorgehen zugrunde legen will; danach haben wir es bei verallgemeinerten Aussagen über geschichtliche Entwicklungsrichtungen mit hypothetischen Narrationen zu tun, die mit einem nur lokalen, kulturell eingeschränkten Geltungsgrad anhand von historischem Material über die gegenwärtige »Bedeutung«

1 Zur Entwicklung dieses Motivs vgl. Jürgen Habermas (1971 [1963]).

der Vergangenheit deswegen konstruiert werden, um uns über unsere praktischen Aufgaben in der näheren Zukunft aufzuklären. Man könnte hier zu bedenken geben, dass mit einem solchen höchst reduzierten Verständnis von Geschichtsphilosophie viel zu früh der Versuch preisgegeben wird, doch noch einmal durch alle methodologischen Bedenken hindurch die stärkeren Alternativen eines Kant oder Hegel zu testen; so ließe sich etwa fragen, warum es in Orientierung an einem universalistischen Begriff der Moral nicht sinnvoll sein kann, an deren Leitfaden die Geschichte hypothetisch als einen Prozess der zunehmenden Einbeziehung des »Anderen« zu rekonstruieren, um auf diese Weise eine umfassendere Auskunft über unsere praktisch-politischen Aufgaben in der Gegenwart zu gewinnen;² oder es wäre in Anknüpfung an Hegel die Frage zu stellen, ob die erforderliche »Parteilichkeit« mit der unserem »Geist« innewohnenden Freiheit nicht von uns verlangen würde, sich die Geschichte im Ganzen mit Hilfe eines Entwicklungsschemas vorzustellen, nach dem diese sich als eine Abfolge von Stufen der wachsenden Befreiung von bloß natürlichen, unverfügbaren Gegebenheiten vollzieht.³ Wie dem auch sei, ob solche klassischen Versionen der Geschichtsphilosophie unter nachmetaphysischen Bedingungen noch einmal reformuliert werden können oder nicht, Peggy H. Breitenstein hält es auf jeden Fall für ratsamer, deren Geltungsanspruch erheblich einzuschränken und mit einer schwachen Lesart vorlieb zu nehmen: Unter einem geschichtsphilosophischen Projekt sollen wir, um es zu wiederholen, eine von einem lokalen und zeitgebundenen Standpunkt aus entworfene Erzählung verstehen, in der einer bestimmten Sequenz von historischen Ereignissen oder Phänomenen der Sinn einer gerichteten Geschichte verliehen wird, um uns in deren Muster die jeweils nur allein für uns gültigen Aufgaben einer praktisch-politischen Veränderung erkennen zu lassen.

Mit dieser abgeschwächten Vorstellung von Geschichtsphilosophie im Rücken macht sich Peggy H. Breitenstein nun im zentralen Teil ihrer Studie an die Aufgabe, die Gesellschaftstheorien von Adorno und Foucault daraufhin zu durchmustern, ob sich auch in ihnen derartige Denkfiguren einer perspektivischen Erschließung der Vergangenheit als einer gerichteten Entwicklung finden lassen. Leicht fündig wird sie natürlich im Werk von Theodor W. Adorno, das nicht zu Unrecht schon seit langem als eine negativistische Variante der materialistischen Geschichtsphilosophie von Marx verstanden

2 Zu diesem kantischen Motiv vgl. Axel Honneth (2007 [2006]).

3 Vgl. die methodologisch höchst behutsamen Formulierungen bei Hegel in der *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften* (1970 [1830]: § 549).

wird. Zwar kritisiert Adorno gelegentlich deren Hang zum Objektivismus und macht dadurch klar, wie sehr er sich der historischen Perspektivität seiner eigenen Arbeiten bewusst ist, aber in den Leitlinien seines Blicks auf die menschliche Geschichte stimmt er doch mit der von ihr getroffenen Vorentscheidung überein: Solange sich die historischen Wandlungen »hinter dem Rücken« der Menschen vollziehen, weil sie, statt auf koordinierte Initiativen zurückzugehen, durch anonyme Kräfte angestoßen werden, muss der geschichtliche Prozess weiterhin nach dem Muster einer »Naturgeschichte« begriffen werden, in der sich scheinbar blinde Gesetzmäßigkeiten abspielen. Allerdings weicht Adorno in der Bestimmung der Ursachen für dieses naturhafte Geschehen insofern stark von Marx ab, als er sie aus dem Blickwinkel der Gegenwärtigkeit totalitärer Herrschaft in die Anfänge der menschlichen Zivilisation zurückverlagert und hier in den ersten Schritten einer instrumentellen Verfügung über die Natur vermutet; und alles, was sich anschließend dann an weiteren Charakterisierungen sozialer Sachverhalte in seinem Werk findet, muss aus der Sicht der Autorin als Versuch gedeutet werden, entlang eines von jenen Anfängen bis in die Gegenwart geknüpften Erzählbandes Zeugnisse der Folgen einer solchen ursprünglichen Naturbeherrschung aufzuspüren. Berücksichtigt man an dieser Deutung zudem, dass ihr zufolge Adorno die menschliche Geschichte nur deswegen in einer derart negativistischen Weise konstruiert hat, um uns im Hier und Jetzt zu einem »Eingedenken« der unterdrückten Natur zu bewegen, so erfüllt seine Gesellschaftstheorie all die methodischen Auflagen, an die zuvor die Legitimität geschichtsphilosophischen Denkens unter heutigen Bedingungen geknüpft worden ist: In ihr wird, folgt man der Lesart von Peggy H. Breitenstein, von einem gegenwärtigen Standpunkt aus mit hypothetischer Absicht die bisherige Geschichte in einem Erzählschema wiedergegeben, das daran ausschließlich die empirischen Indizien einer wachsenden Naturherrschaft und Ökonomisierung hervortreten lässt, um auf diese Weise die Menschen zur praktischen Veränderung der gegebenen Verhältnisse anzuspornen.

Kommt eine solche Einordnung der Theorie Adornos in die Tradition einer zugleich empirisch gehaltvollen und praktisch beabsichtigten Geschichtsphilosophie vielleicht nicht allzu überraschend daher, so stellt das Werk Michel Foucaults für die Autorin eine wesentlich größere Herausforderung dar; denn nichts mag auf den ersten Blick ferner liegen, als die Schriften gerade dieses im Schatten des französischen Strukturalismus groß gewordenen Theoretikers einem geistigen Umfeld zuzurechnen, in dem historischen Prozessen ein wenn auch nur konstruktiv gedachter Sinn verliehen werden soll.

Um die damit angedeutete Klippe zu umschiffen, konzentriert sich Peggy H. Breitenstein in ihrer Interpretation der Gesellschaftstheorie von Foucault von Anfang an auf den motivischen Strang, der sicherlich am ehesten als eine Brücke zu den geschichtsphilosophischen Analysen Adornos gelten kann: Im »Negativismus« beider Autoren, der methodischen Vorentscheidung also, an den sozialen Gegebenheiten allein die den menschlichen Idealen widersprechenden Elemente hervorzukehren, erblickt sie nämlich den Weg, auf dem sich am Ende auch deren Verwandtschaft in der geschichtsphilosophischen Absicht zeigen soll. Von einem solchen »Negativismus« mit Bezug auf Foucault zu reden bedeutet freilich, worüber die Autorin sich im Klaren ist, seine genealogischen Untersuchungen zu den Wissens- und Machtformen vergangener Zeiten in chronologisch umgekehrter Reihenfolge zu interpretieren, also aus dem Blickwinkel seiner späten Studien über die Selbstsorge; denn dort erst taucht explizit der Gedanke eines Ideals des individuellen Sich-selbst-Regierens auf, das als ein normativer Anhaltspunkt genommen werden kann, von dem aus sich rückblickend die früheren Rekonstruktionen als historische Erkundungen der einer derartigen Freiheit entgegenstehenden Sozialregulationen deuten lassen.

Wird dieses »inverse« Interpretationsverfahren als legitim angesehen, wofür im Lichte der neueren Rezeption einiges spricht, kann Peggy H. Breitenstein umstandslos die Schritte einschlagen, die sie zur gewünschten Einsicht in das geschichtsphilosophische Motiv des Gesamtwerks von Foucault führen: Hier wird, so legt sie dar, entlang der drei Achsen der jeweiligen Machttechniken, Subjektivierungspraktiken und Wissensformen ein historischer Wandel in den übergreifenden Mechanismen der sozialen Regulation rekonstruiert, in dem unter der Bedingung, dass eine an die eigene Gegenwart gebundene Perspektive der uns als besonders bedrohlich erscheinenden Herausforderungen und Risiken eingenommen wird, eine gerichtete Tendenz der wachsenden Disziplinierung und Normalisierung zu erkennen ist; bemisst sich dabei nun das, was als eine solche Herausforderung oder Gefahr zu gelten hat, am Grad der Bedrohung der Fähigkeit zum individuellen Sich-selbst-Regieren, so lässt sich dann schließen, dass Foucault am normativen Leitfaden eines Prinzips der subjektiven Handlungsmacht die jüngere Vergangenheit als einen zwar diskontinuierlichen, aber doch voranschreitenden Prozess der Steigerung von sozialer Disziplinierung und Fremdsteuerung konstruiert, um uns mit Hilfe dieser »Narration« an die vor uns liegende Aufgabe der Wiedergewinnung von Autonomiespielräumen zu erinnern. Derart als eine materiale Geschichtsphilosophie in praktischer Absicht in-

terpretiert, ist es tatsächlich überraschend zu sehen, wie stark sich das Anliegen der Machtanalyse Foucaults mit der Absicht der Gesellschaftstheorie Adornos zu berühren scheint: Beide Denker bedienen sich der Autorin zufolge derselben geschichtsphilosophischen Denkfigur eines sich über einen längeren Zeitraum hinweg vollziehenden Entwicklungsprozesses, um – im Bewusstsein ihrer eigenen Perspektivität und in bloß hypothetischer Absicht – in dessen künstlich herausgehobener Steigerungstendenz eine praktisch-moralische Gefährdung erkennbar zu machen, der wir uns nach Möglichkeit durch politisches Handeln erwehren sollten. Noch nie ist in den letzten Jahrzehnten, so würde ich zu sagen wagen, das Denken Foucaults so nahtlos und konsistent in die Tradition der Frankfurter Schule eingerückt worden; und auch wenn sich in Zukunft gewiss Einwände erheben dürften, die mit Verweis etwa auf Differenzen im Subjektbegriff oder in den Geschichtsvorstellungen tieferliegende Unverträglichkeiten hervorzukehren versuchen, so ist mit dieser Studie ebenso gewiss doch die Tür aufgestoßen, um über beide Ansätze einer kritischen Gesellschaftstheorie im Lichte sich überschneidender geschichtsphilosophischer Prämissen noch einmal neu nachzudenken.

Ob dasselbe auch mit Bezug auf die systematische Frage gesagt werden kann, welche Art von Geschichtsphilosophie eine kritische Gesellschaftstheorie benötigt, um ihre normativen Aussagen überzeugend in den historischen Prozess einbetten zu können, bleibt abzuwarten. Aber dass Peggy H. Breitenstein den mutigen Schritt unternommen hat, uns an eine theoretische Problematik zu erinnern, die im Schatten eines entschiedenen Verdikts lange Zeit vernachlässigt wurde, sollte als ein weiteres, nicht zu überschätzendes Verdienst ihrer Studie gelten dürfen.

Axel Honneth

Frankfurt am Main, im Mai 2013

Literatur

- Adorno, Theodor W. 2001: Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit, in: Nachgelassene Schriften IV. 13. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baumgartner, Hans Michael 1972: Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Danto, Arthur C. 1974 [1965]: Analytische Philosophie der Geschichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen 1971 [1963]: Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1970 [1830]: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Dritter Teil: Die Philosophie des Geistes, in: Werke in 20 Bänden. Hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Band 10. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Honneth, Axel 2007 [2004]: Eine soziale Pathologie der Vernunft. Zur intellektuellen Erbschaft der Kritischen Theorie, in: ders.: Pathologien der Vernunft. Geschichte und Gegenwart der Kritischen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 28–56.
- Honneth, Axel 2007 [2006]: Die Unhintergebarkeit des Fortschritts. Kants Bestimmung des Verhältnisses von Moral und Geschichte, in: ders.: Pathologien der Vernunft. Geschichte und Gegenwart der Kritischen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 9–27.
- Horkheimer, Max 1987 [1930]: Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie, in: Gesammelte Schriften. Band 2: Philosophische Frühschriften 1922–1932. Hg. von Gunzelin Schmid Noerr. Frankfurt a. M.: Fischer, 349–397.
- Popper, Karl R. 1958 [1945]: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. 2 Bände. Bern: Francke.

Danksagung

Das vorliegende Buch ist die stark gekürzte, im Ansatz und Argumentationsgang jedoch unveränderte Fassung meiner 2009 an der Philosophischen Fakultät der TU Dresden eingereichten und verteidigten Dissertation mit dem Titel *Die Befreiung der Geschichte. Grundlinien einer kritischen Geschichtsphilosophie bei Adorno und Foucault*.

Zugunsten einer besseren Lesbarkeit habe ich mich bemüht, das Buch weitestgehend von den Eigentümlichkeiten akademischer Qualifikationsarbeiten zu befreien: Zahlreiche Verweise auf Nebenschauplätze und Spezialdiskurse wurden getilgt, einige Nachhutgefechte vermieden, Einwände entschärft; nicht ohne Bedauern habe ich zudem die im Foucault-Kapitel ursprünglich benutzten französischen Originalausgaben gegen die – nicht an allen Stellen gelungenen – deutschen Übersetzungen ausgetauscht.

Viele Lehrer, Kollegen und Freunde haben zum Entstehen dieser Arbeit beigetragen: Ein besonderer Dank gilt meinem Doktorvater Johannes Rohbeck, in dessen Lehrveranstaltungen ein Interesse an geschichtsphilosophischen Fragen bereits in der Zeit meines Philosophiestudiums geweckt wurde; die Diskussionen in später gemeinsam durchgeführten Oberseminaren und Kolloquien haben es mir ermöglicht, einen eigenen Ansatz zu entwickeln, zu reflektieren und zu verteidigen. Ein herzlicher Dank gebührt auch den beiden Zweitgutachtern meiner Dissertation, Thomas Rentsch und Thomas Gil, Ersterem besonders insofern, als geschichtsphilosophische Fragen nicht im Zentrum seines philosophischen Interesses standen oder stehen.

Ausdrücklich danken möchte ich zudem den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Institut für Philosophie des Consejo Superior de Investigaciones Científicas (CSIC) in Madrid für die spannenden und ertragreichen Diskussionen bei verschiedenen Tagungen und Workshops zu den Themen »Geschichtsphilosophie«, »Identität« und »Werte«; außerordentlich dankbar bin ich der Leiterin des vom Spanischen Ministerium für Erziehung und Wissenschaft geförderten Forschungsprojekts »Filosofía de la historia y va-

lores en la Europa del siglo XXI«, Concha Roldán, die mich immer wieder nach Madrid eingeladen und mir Referate und Publikationen ermöglicht hat.

Großer Dank gebührt zudem den Mitstreitern und Freunden, die mich während meiner Dresdner Zeit unterstützt haben, besonders Suse Thiele, die die mühsame Erstkorrektur meines Dissertationsmanuskripts auf sich genommen hat, aber auch Gerd Grübler, Constanze Peres, Tom Handrick und Donat Schmidt.

Für die Möglichkeit, diese Arbeit in der Reihe der *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie* zu veröffentlichen, danke ich dem Institut für Sozialforschung und seinem Direktor Axel Honneth; einen besonders großen Beitrag haben zudem Sidonia Blättler und Frieder Vogelmann mit ihrer kompetenten sowie konstruktiven Kritik und dem Lektorat des Manuskripts geleistet.

Der größte Dank freilich gebührt meiner Familie: Meinen Eltern danke ich dafür, dass sie immer auf die Vernunft ihrer Tochter vertraut und diesem Vertrauen auch Ausdruck verliehen haben – ihnen sei dieses Buch gewidmet. Meinen Töchtern Hannah und Klara danke ich für das von ihnen gespendete Licht, ihr Lachen und ihre Lebensfreude. Die Dankbarkeit schließlich, die ich meinem Mann Mirko gegenüber empfinde, lässt sich in Worten nicht ausdrücken: Ohne ihn, die selbstverständliche Übernahme zeitweise weiter Teile der familiären Verpflichtungen, ohne seine Liebe und seinen Zuspruch hätte nicht nur dieses Buch nicht geschrieben werden können.

Peggy H. Breitenstein
Radebeul, im Mai 2013

I. Einleitung

Dieses Buch versteht sich als Beitrag zu einer materialen Geschichtsphilosophie, die sich innerhalb der praktischen Philosophie und hier wiederum in besonderer Nähe zu einer kritischen Sozialphilosophie verorten lässt. Nun sind Veröffentlichungen zum Thema »Geschichtsphilosophie« jedoch von vornherein einer tiefgreifenden Skepsis ausgesetzt: Obwohl die Zahl der ihr gewidmeten Publikationen gerade in den beiden letzten Jahrzehnten zugenommen hat, ist diese Disziplin heute noch ebenso umstritten, wie sie es zur Zeit ihrer Etablierung innerhalb der Philosophie war.¹ Das hat sowohl gute als auch weniger gute Gründe, zu denen eingangs knapp Stellung bezogen werden soll, bevor die Grenzen der gegenwärtigen materialen Geschichtsphilosophie (I.1), der Anspruch einer kritischen materialen Geschichtsphilosophie (I.2) sowie Ziel und Aufbau (I.3) der vorliegenden Abhandlung erläutert werden.

Derartige Stellungnahmen stehen Arbeiten, die sich mit dieser philosophischen Teildisziplin befassen, gewöhnlich voran, verbunden zumeist mit einer grundsätzlichen Klärung, was denn überhaupt »Geschichtsphilosophie« heißen soll. Mit dieser Frage aber beginnen bereits die Kontroversen, handelt es sich doch um einen zwar noch nicht sehr alten – Voltaire sprach 1765 erstmals von *philosophie de l'histoire* –, jedoch um so vieldeutigeren Begriff, der für recht verschiedene philosophische und nichtphilosophische Fragestellungen, für implizite wie explizite Annahmen oder Prämissen, für Deutungen und Argumentationsmuster steht und der zudem zuweilen wohlwollend, zuweilen disqualifizierend gebraucht wird. Entsprechend gibt es mittlerweile verschiedene Typologien, die diese Vieldeutigkeit systematisch zu ordnen versuchen (vgl. Marquard 1973a: 14; Lembeck 2000: 9; Baumgartner 1996: 158; Zwenger 2008: 14 ff.; Breitenstein 2011).

1 Neuere Publikationen präsentieren die ausführlichen Sammelbesprechungen von Jürgen Große (2008a und 2008b).

Allgemein anerkannt ist zunächst, dass der Terminus »Geschichtsphilosophie« einen »weiten« und einen »engen« Bedeutungsgehalt hat.² Der weite Bedeutungsgehalt lässt sich anhand ihres Gegenstandes erläutern und zugleich differenzieren: Objekt der Geschichtsphilosophie, das heißt Gegenstand ihrer Reflexion, ist (die) Geschichte. Der Begriff »Geschichte« selbst aber hat, ob er im Singular oder Plural gebraucht wird, zwei Grundbedeutungen: Er bezeichnet einerseits das vergangene Geschehen selbst (*res gestae*), Ereignisse und Prozesse, andererseits die von diesem Geschehen zeugende Kunde (*historia rerum gestarum*), die wiederum auf die Erinnerung an dieses Geschehen (*rerum gestarum memoria*) verweist.³

Dieser weiten Bedeutung von »Geschichte« entsprechend werden gewöhnlich auch innerhalb der Geschichtsphilosophie zwei Richtungen von Fragestellungen unterschieden: die nach dem vergangenen Geschehen selbst (materiale Fragen) und die nach dem Wissen von der Vergangenheit (formale Fragen).⁴ *Materiale Geschichtsphilosophie* thematisiert Geschichte als umfassenden historischen Prozess, bemüht sich um dessen Deutung, fragt nach Akteuren, Faktoren, Strukturen, Regelmäßigkeiten, Kontinuitäten und Verlaufsmodellen sowie durchaus auch nach Sinn und Bedeutung für den Menschen. *Formale Geschichtsphilosophie* fragt nach der Konstitution des Wissens von Geschichte, umfasst damit einerseits philosophische Erkenntnistheorie dieses Wissens, andererseits die Methodologie der historischen Wissenschaften, die als »Geschichts(wissenschafts)theorie« auch Teildisziplin der Geschichtswissenschaft selbst sein kann (vgl. Mandelbaum 1952: 317 ff.; Acham 1974: 19).

Die *engere* Bedeutung des Begriffs – und der bekannte Klageruf von den »Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie« bezieht sich auf diese – meint eine spezifische historische Ausprägung oder Formation: die so-

2 Ich orientiere mich hier an Gil (1999: 20 f.) und Rohbeck (2004a: 19).

3 Vgl. Schnädelbach (1974: 11). – Ich sehe hier davon ab, dass der Begriff »Geschichte« selbst eine Geschichte hat, ohne welche die Geschichte der ihr sich widmenden Philosophie nicht verstanden werden kann: In seiner heutigen Bedeutung, als *Kollektivsingular* und als *Kontamination von Geschichte* (als Ereigniszusammenhang) und *Historie* (als Kunde, Geschichtserzählung), entstand der moderne Geschichtsbegriff erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts (siehe dazu Koselleck et al. 1975: 647 ff.; Koselleck 1989 [1967]: 47 f., 56 f. und 1989 [1973]: 130).

4 Dieser Unterscheidung entspricht die im anglophonen und romanischen Sprachraum verbreitete, allerdings wertende Differenzierung zwischen *spekulativer* und *kritischer* Philosophie der Geschichte (vgl. zum Beispiel Sweet 2004: 12; Lagueux 2001: 1 f.; Roldán 2005: 13). Eingeführt wurde sie bereits 1951 durch William Henry Walsh in seinem Buch *An introduction to philosophy of history* (vgl. Sweet 2004: 12; Lagueux 2001: 2).

genannte »klassische Geschichtsphilosophie«. Sie hatte sich in der Zeit der Aufklärung, seit Mitte des 18. Jahrhunderts herausgebildet, verlor jedoch bereits 100 Jahre später an Einfluss; als ihre exemplarischen Vertreter gelten so verschiedene Philosophen wie Turgot, Condorcet, Kant, Hegel, Comte und Marx (vgl. Angehrn 1991: 9; Gil 1999: 19 ff.; Rohbeck 2003: 309).

Innerhalb des weiten Begriffs kann die klassische der materialen Geschichtsphilosophie zugeordnet werden, unternahm sie es doch, den – häufig Vergangenheit *und* Zukunft umfassenden – »historischen Gesamtprozess« zu deuten und zu erklären. Dessen Verlauf wurde allerdings seit der Aufklärung nicht mehr auf göttliches Eingreifen zurückgeführt, sondern sollte aufgrund vernünftig einsehbarer Prinzipien erklärt werden. Die klassische Geschichtsphilosophie formierte sich – obgleich nicht immer konsequent – als *philosophische* Disziplin gegen die *Geschichtstheologie* von Augustinus bis Bossuet. Diese nicht zu leugnende *genetische* Abhängigkeit wurde ihr allerdings im Nachhinein zum Vorwurf gemacht. Vor allem Vertreter der »Säkularisierungsthese« monierten immer wieder, die Aufklärer hätten lediglich »die Vernunft« an die Stelle Gottes gesetzt und damit den Menschen oder auch die Menschheit zum Akteur und Lenker der Geschichte erklärt; *systematisch* bleibe die Geschichtsphilosophie der Geschichtstheologie verpflichtet, selbst wenn der »Glaube an den Fortschritt [...] den an die Vorsehung ersetzt« (Löwith 1979 [1952]: 12).⁵ Ernsthaft, gar wissenschaftliche Ansprüche könne diese Disziplin daher nie vertreten, sondern sie sei nach wie vor nur als Eschatologie möglich (vgl. Theunissen 1969: 39 f.). Die Einwände richteten sich jedoch nicht nur gegen metaphysische Überbleibsel, sondern auch gegen ideologische Implikationen: In der klassischen Geschichtsphilosophie werde die *Allmacht* Gottes auf den Menschen übertragen: Sie sei – so bringt dann Odo Marquard eine verbreitete Ansicht auf den Punkt – entstanden als »Theodizee durch Autonomie«, der entsprechend die Forderung nach »Verschonung der Welt« entgegensetzen sei.⁶

Geschichte als *Fortschrittsgeschichte*, der Mensch als ihr *Macher*, die Menschheit als autonomes *Subjekt der Geschichte* – diese Leitideen werden noch immer häufig als die »der« Geschichtsphilosophie angesehen (vgl. Frey-

5 Zur Kritik der Säkularisierungsthese siehe besonders Jaeschke (1976).

6 »Die Geschichtsphilosophen haben die Welt nur verschieden verändert; es kommt darauf an, sie zu verschonen« (Marquard 1973a: 13). Mit der idealistischen Autonomiethese – so Marquard – reagierten Kant, Fichte und Schelling auf das Scheitern der Leibnizschen »Theodizee durch Optimismus«, doch diese habe selbst Theodizeesinn, sei gerade kein Angriff auf Gott, sondern dessen Verteidigung (ebd.: 59; siehe auch Marquard 1986: 18).

er 1965; Marquard 1973a: 62; Nagl-Docekal 1996: 7). Auch epistemologische Vorbehalte halten sich hartnäckig und werden zuweilen auf sämtliche *materiale* geschichtsphilosophische Problemstellungen übertragen: Diese Art Geschichtsphilosophie sei nur als Geschichts*metaphysik* (im pejorativen Sinne) oder *Spekulation* möglich (vgl. Baumgartner 1996: 154 f.; Sweet 2004: 12). Sie gebe vor zu erkennen, was nicht erkennbar ist: die Geschichte als *Totalität*, ihren *Sinn*, den Fortschritt der Menschheit. Zudem sei sie – so wird auch ideologiekritisch immer wieder moniert – in ihrem totalitären Anspruch und aufgrund der Wahl ihrer Deutungsschemata selbst ein praktisch wirksamer Faktor des Geschehens oder habe sich seit ihrem Bestehen sogar ganz unverhüllt von verschiedenen Ideologien instrumentalisieren lassen (vgl. Kesting 1959; Lübke 1993: 26 ff.).

Ein Teil dieser zumeist einseitigen Vorwürfe konnte inzwischen zurückgewiesen werden; dennoch steht die Disziplin der Geschichtsphilosophie, zumindest wenn sie sich nicht nur mit formalen Fragen auseinandersetzt, deren Zweckmäßigkeit seltsamerweise nahezu unhinterfragt ist (vgl. Tucker 2008; Little 2010), noch immer im langen Schatten ihrer Vergangenheit.

Bevor daher geklärt werden kann, was mit Geschichtsphilosophie *als* Gesellschaftskritik, das heißt mit einer *kritischen materialen* Geschichtsphilosophie gemeint ist und inwiefern sie sich in der *praktischen* Philosophie verorten lässt, erscheint es notwendig, ausführlicher auf den Stand der gegenwärtigen Diskussion um die materiale Geschichtsphilosophie einzugehen, verweist dieser doch zugleich auf die epistemischen Grenzen und methodologischen Leitlinien jeder ernsthaften philosophische Beschäftigung mit der Geschichte.

1. Zum Diskussionsstand um die materiale Geschichtsphilosophie

Betrachtet man die Diskussionen der letzten Jahrzehnte um die materiale Geschichtsphilosophie, ihre epistemischen und ontologischen Prämissen sowie ihre Zweckmäßigkeit oder gar Notwendigkeit, zeigt sich – wie bereits angedeutet – ein widersprüchliches Bild, das geprägt ist von erkenntnistheoretischen (1.1) und ideologiekritischen Einwänden (1.2) einerseits sowie von Rehabilitierungsversuchen (1.3) andererseits.

1.1 Analytische Philosophie und Narrativismus

Insbesondere auf Seiten der einflussreichen analytisch und narrativistisch argumentierenden Kritiker werden die bereits angedeuteten epistemologischen Vorwürfe gegen die klassische Geschichtsphilosophie wiederholt.⁷ So formuliert etwa Arthur C. Danto die Grundlinien seiner »analytischen« geradezu gegen die einer »substantialistischen Geschichtsphilosophie« (vgl. Danto 1985 [1965]: 1–16). Während erstere sich lediglich mit speziellen begrifflichen Problemen beschäftigt, die sich aus der Praxis der Historiker ergeben, gehe letztere – wie die Geschichtswissenschaft selbst – naiv davon aus, Geschichte sei ein realer Geschehenszusammenhang, den man objektiv deuten oder erklären könne. Aufgrund seiner Analysen der Sprache der Historiker vermag Danto hingegen zu zeigen, dass Geschichte generell narrative Organisation der Vergangenheit ist, das heißt auf retrospektiver Organisation vergangener Ereignisse mit Hilfe erzählender Sätze beruht, die seiner Ansicht nach zugleich erklärendes Potential haben (vgl. Danto 1995: 71). Erzählende beziehungsweise narrative Sätze beziehen sich auf zwei zeitdifferente Ereignisse und beschreiben unter Verwendung von Ausdrücken wie »A war Ursache für B«, »A war der Anfang von B«, »P antizipierte X« etc. das erste Ereignis durch Bezug auf ein zweites (vgl. Danto 1985 [1965]: 143, 152, 347).

Als fiktives Gegenkonzept stellt Danto die »ideale Chronik« vor (ebd.: 241 ff.), die zwar – dem Auge Gottes oder einer geisterhaften Kamera gleich – kontinuierlich sämtliches Geschehen auf der Welt vollständig wahrnehmen und abspeichern würde, aber dennoch keine Geschichte wäre. Geschichten sind also immer Erzählungen oder anders: »History tells stories« (ebd.: 111; vgl. ebd.: 230). Dadurch bleibe Geschichte generell offen, denn darüber, welche Ereignisse der Gegenwart zu vergangenen in Beziehung gesetzt werden, entscheiden der Verlauf selbst sowie spezifische Fragestellungen und Interessen der jeweils Forschenden (ebd.: 17, 111). Materiale beziehungsweise substantialistische klassische Geschichtsphilosophie ignoriere diese Bedingung, indem sie die ganze Geschichte von einem in die Zukunft hinein projizierten Ziel aus zu erklären versuche (ebd.: 13 ff.).⁸

7 Darauf, dass narrativistischen Positionen in der gegenwärtigen »philosophischen Grundlagenklärung der historischen Wissenschaften« eine Vorrangstellung zukommt, verweist zu Recht Kurt Röttgers (1998: 272; ähnlich Goertz 1995: 150 sowie Lorenz 1997: 127).

8 Ein ähnlicher Vorwurf findet sich bereits bei Karl R. Popper, der insbesondere Marx unterstellte, aufgrund der Entdeckung historischer Gesetze »Großprognosen« über den ge-

Hans Michael Baumgartner knüpft an Danto an, versucht dessen analytischen Narrativismus jedoch transzendentalphilosophisch zu vertiefen. Auch er behauptet, Geschichte sei *kein* »objektiver Geschehenszusammenhang mit objektiver Realität«, der sich einfach wahrnehmen lasse (Baumgartner 1979: 255), sondern »eine spezifische, Bedeutung und Sinn verleihende konstruktive Organisation räumlich-zeitlich lokalisierbarer Elemente, Vorgänge, Ereignisse, Handlungen« (Baumgartner 1976: 277 und 1997 [1972]: 253). Geschichte sei auf Schemata angewiesen, die Ereignisse überhaupt erst zu »bedeutungsstiftenden« Einheiten zu verbinden vermögen (Baumgartner 1996: 159). Seine Kritik der klassischen materialen Geschichtsphilosophie setzt dementsprechend an deren Deutungsschemata an, die problematisch seien, weil sie a priori an die Geschichte herangetragen würden. Daraus resultierten letztlich unreflektierte Übertragungen, objektivistische Fehlschlüsse, Hypostasierungen und schlechte Zirkularität (vgl. Anacker und Baumgartner 1973: 551; Baumgartner 1975: 64 und 1996: 153, 162). Vor diesem Hintergrund leugnet Baumgartner die Möglichkeit einer objektiven Geschichtsphilosophie, nicht aber die der Objektivität der Geschichte überhaupt. Objektivität könne allerdings nur »im Rahmen [...] partikularer und retrospektiver Erzählkonstruktionen widerspruchsfrei gedacht werden«, ein Rahmen, der keine ein für allemal gültige Erkenntnis garantiere (Baumgartner 1975: 65 f.).

Diese Behauptung Baumgartners basiert nun aber selbst auf der nicht eigens begründeten Unterscheidung zwischen konkret terminier- und lokalisierbaren *historischen* Ereignissen als »Elementen« auf der einen, der eigentlichen Re-Konstruktion kontinuierlicher historischer Verläufe beziehungsweise Prozesse auf der anderen Seite. Letztere müssen sich Baumgartner zufolge – wie auch immer – auf erstere beziehen, die scheinbar einfach »da« sind.

Die klassische Geschichtsphilosophie hingegen, obgleich sich die Spezifik ihrer Deutungen aus der Forderung der Vernunft nach Unbedingtheit ergeben, achte die Grenzen des objektiv Erkennbaren nicht. Überraschenderweise gesteht Baumgartner diesen Deutungen dennoch heuristisches Potential zu, ja sie können in seinen Augen sogar »zur Orientierung unseres verantwortlichen Handelns« dienen (Baumgartner 1996: 162, 170) und seien – als regulative Ideen verstanden – keineswegs sinnlos. Warum Baumgart-

schichtlichen Verlauf formulieren zu wollen, weshalb er ihn mit dem Vorwurf des »Historizismus« bedachte (Popper 1971 [1960]; vgl. auch Popper 1992 [1945]: I, 5, 12). Weitere »Historizisten« sind laut Popper neben Marx und den Marxisten Hegel, August Comte, John Stuart Mill und Rousseau (vgl. Popper 1992 [1945]: I, 50 und 1963: 338).

ner – wie bereits Danto – letztlich dann doch behauptet, »Philosophie der Geschichte« sei »nach dem Ende der Geschichtsphilosophie« nur noch »als formal-apriorische Theorie des historischen Wissens möglich« (ebd.: 163), bleibt vor diesem Hintergrund rätselhaft. Bei beiden jedoch – das gilt es festzuhalten – verweist Geschichte auf reale, objektiv raum-zeitlich verortbare historische Ereignisse.

1.2 Postmoderne

Neben den epistemologisch ausgerichteten Einsprüchen aus analytisch-narrativistischer Perspektive werden in regelmäßigen Abständen auch ideologiekritische Einwände gegen materiale Geschichtsphilosophien repetiert – am prominentesten durch den französischen Philosophen der sogenannten »Postmoderne«, Jean-François Lyotard. Dessen (1979) veröffentlichter Bericht *Das postmoderne Wissen* gilt vielen als Hauptangriff auf den Geschichtsbegriff der Moderne, ihre Historiographie und ihre Geschichtsphilosophie (vgl. Nagl-Docekal 1988b; Ernst 1992: 66; Rohbeck 2000a: 10).

Lyotard identifiziert und kritisiert die Geschichtsphilosophie in dieser und anderen Schriften als »große Erzählung« oder auch »Metaerzählung« (*métarécit*) (vgl. Lyotard 1987: 40). Darunter versteht er »Legitimationserzählungen«, also Erzählungen mit legitimierender Funktion, die sie aus der vermeintlichen Universalität bestimmter Ideen gewinnen, aus deren unterstellter allgemeiner Gültigkeit für alle Menschen und alle Lebensbereiche (ebd.: 33). Diese Ideen gelten als bestimmte Ziele der Geschichte, auf die hinführend sämtliche Ereignisse sowie Geschehnisse der Vergangenheit erzählt werden und an denen sich zukünftige Handlungen orientieren sollen (ebd.: 40). Solche Metaerzählungen seien für die Moderne charakteristisch gewesen: Indem sie der Geschichte ein kollektives Subjekt unterstellten, hätten sie der Moderne den Modus eines Projekts verliehen und damit die kleinen, immer auch kursierenden Geschichten (respektive Identitäten) zugunsten einer übergreifenden Identität ausgelöscht (vgl. Lyotard 1989a: 257). Als konkrete Beispiele nennt Lyotard die Erzählung von der Emanzipation des Menschen beziehungsweise seiner fortschreitenden Selbstbestimmung in der Philosophie der Aufklärung (vor allem bei Kant), die von der Entwicklung des universalen, spekulativen Geistes bei Hegel, die der progressiven Emanzipation von der geknechteten Arbeit bei Marx und die der Bereicherung der Menschheit durch technischen und wissenschaftlichen Fortschritt bei eini-

gen Technokraten und Kapitalisten (vgl. Lyotard 1999 [1979]: 13, 96 ff. und 1987: 32, 40). In der Postmoderne verlieren diese Metaerzählungen jedoch – so jedenfalls meint Lyotard feststellen zu können – aus zwei Gründen ihre Legitimation (Lyotard 1987: 33, 45): Erstens führt er die Katastrophen des 20. Jahrhunderts als »tragische Geschichtszeichen« an, welche die Rede von einem Fortschritt der Vernunft desavouiert hätten (ebd.: 33). Zweitens, und für ihn gewichtiger, macht er den kontinuierlichen Fortschritt von Wissenschaft und Technik geltend, genauer die von ihm sogenannte kapitalistische »Techno-Wissenschaft« (vgl. Lyotard 1985a: 46, 58 und 1999 [1979]: 112 ff.). Aus ihrer Kontinuität und Dynamik resultierten einerseits kulturelle Differenzierungen, andererseits eine zunehmende und universale Hegemonie des Wertmaßstabs »Erfolg«. Die gegensätzlichen Tendenzen, Pluralisierung und Monokratie, seien letztlich für den nachhaltigen Geltungsverlust der für die Moderne konstitutiven Ideen von Freiheit und Emanzipation verantwortlich (vgl. Lyotard 1987: 33 f.). Die »Techno-Wissenschaft« erscheint bei Lyotard somit als eine Triebkraft der Geschichte, die allerdings das lange Zeit als Subjekt der Geschichte eingeplante oder zumindest anvisierte Gattungssubjekt Menschheit *zersetzt*, indem sie zur Diversifikation und Pluralisierung des sozialen Bands der Sprache beiträgt (vgl. Lyotard 1999 [1979]: 15). Korrespondierend zur – gleichzeitig *konstatierten* und *geforderten* – Ersetzung der großen durch die kleinen Erzählungen tauscht Lyotard auch die Vorstellung eines kollektiven Subjekts Menschheit gegen eine Pluralität sich widersprechender Sprachspiele aus (vgl. Lyotard 1989a).

Lyotards Darstellung technischer und wissenschaftlicher Progression unterscheidet sich von den sonstigen großen Fortschrittserzählungen nur insofern, als ihr Resultat nicht Wohlstand, Freiheit oder Emanzipation ist, sondern der Autoritätsverlust großer Erzählungen. Seine Erzählung weist mit der von ihr implizierten Kontinuität, Irreversibilität und Dynamik des Fortschritts der Techno-Wissenschaft kategoriale Merkmale materialer Geschichtsphilosophien auf. Lyotards sogenannter »Bericht« über die Verfassung des Wissens in der »postmodernen« Gesellschaft ist zudem alles andere als wertneutral. Die tieferliegende normative Implikation seiner Kritik ist eine Konzeption von Gerechtigkeit, die nicht nur vom vermeintlichen Faktum einer irreduziblen Pluralität und Heterogenität der Sprachspiele beziehungsweise Lebensformen oder Vernunftsphären ausgeht, sondern sie *fordert*, wobei diese Forderung widersprüchlicherweise selbst nicht an einen *Konsens* über diese Vielfalt gebunden sein soll (vgl. Lyotard 1999 [1979]:

190).⁹ Doch nicht einmal Lyotards Vision einer Zunahme von Wissens- und Informationsmonopolen, welche die Pluralität der Sprachspiele zu unterminieren drohen (vgl. ebd.: 192), kommt ohne die »Schwundstufe« einer »großen Erzählung« aus. Deshalb trifft Lyotard von philosophischer wie geschichtswissenschaftlicher Seite zu Recht der Vorwurf, er verstricke sich in Widersprüche (vgl. Honneth 1984: 902; Welsch 1996: 342 ff.; Kellner 1990: 47 ff.; Zagorin 1999: 7). Es scheint angemessen, hier von einer »Kryptogeschichtsphilosophie« zu sprechen.

Eine wesentlich überzeugendere Reflexion und Kritik des modernen Geschichtsbegriffs findet sich bei einem Philosophen, den man zwar ebenfalls mit dem Etikett »postmodern« versehen hat, der genauer jedoch in die Sparte eines »postmodernen Posthistoire«¹⁰ eingeordnet werden müsste: Peter Sloterdijk. Einerseits kritisiert Sloterdijk die hemmungslose Mobilisierung, die durch Fortschrittsglauben und -mythen unterstützt wird (Sloterdijk 1987 und 1989). Vor diesem Hintergrund betont er die Angemessenheit eines gesteigerten Bewusstseins, das die »nachprogressistische« postmoderne Reflexion charakterisiert und das dazu befähigt zu erkennen, dass der selbstläufig gewordene, beschleunigte Weltprozess in die Katastrophe zu führen droht (Sloterdijk 1989: 270, 274). Andererseits ist ihm bewusst, dass eine »kritische Theorie der Mobilmachung«, eine »Kritik der geschichtemachenden Vernunft, die in die Mobilmachung des Planeten mündet« (ebd.: 52 f., 303), auf eine neuartige »kritische Theorie der Geschichte« angewiesen ist, die allein die Erschöpfung der geschichtemachenden Ideen der Moderne zu diagnostizieren vermag (ebd.: 309). Jede Theorie der Gegenwart – so betont Sloterdijk auch an anderer Stelle – bedarf einer philosophisch inspirierten großen Erzählung: »Um die Lage zu erhellen, sind große Erzählungen nötig« (Sloterdijk 2005: 11).

1.3 Rehabilitierungsversuche

Dieser Überzeugung sind auch eine Reihe von Theoretikern, die sowohl die Relevanz materialer geschichtsphilosophischer Fragestellungen gegen die Reduktion auf formale Probleme betonen als auch ganz konkret spezifische

9 Auch praktisches Engagement ist vor diesem Hintergrund lediglich als lokales und defensives möglich (vgl. Lyotard 1985b: 18).

10 Zu den wichtigen Unterscheidungen von Postmoderne und Posthistoire sowie postmodernem und klassischem Posthistoire siehe Breitenstein (2007: 40 ff.).

Fragestellungen der klassischen Geschichtsphilosophie zu rehabilitieren versuchen. Ausgangspunkt ist zumeist der Versuch, klassische Geschichtsphilosophen gegen fehlerhafte Interpretationen und Unterstellungen zu verteidigen – besonders an der Ehrenrettung der kantischen Geschichtsphilosophie ist vielen Autoren gelegen (siehe zum Beispiel Lutz-Bachmann 1988 und 2003; Kleingeld 1995 und 1996; Anderson-Gold 2001 und 2003). So verweist etwa Herta Nagl-Docekal immer wieder und zu Recht darauf, dass Kants Geschichtsphilosophie als Teil seiner praktischen Philosophie verstanden werden müsse und dass die Forderung, die Geschichte der Verfassungen als eine des Fortschritts der Freiheit zu lesen, auf einem Postulat der praktischen Vernunft beruhe, ohne das alles Bemühen für Freiheit und Gerechtigkeit sinnlos erscheine (vgl. Nagl-Docekal 1990: 46, 1996: 28 ff., 1999, 2003: 240 ff. und 2006: 521 f.). Kants Geschichtsphilosophie – so betont sie insbesondere gegen postmoderne Angriffe – sei in praktischer, also handlungsorientierender Absicht formuliert, nicht mit dem Anspruch einer empirischen Wissenschaft (vgl. Nagl-Docekal 2002: 206).

Darüber hinaus gibt es Ansätze, die sich nicht mit defensiven Argumentationen begnügen, sondern auch eigene materiale Entwürfe bieten. Zwei von ihnen verdienen besondere Beachtung: die semiotisch fundierte Kulturgeschichte Heinz Dieter Kittsteiners und die technikphilosophisch inspirierte Geschichtsphilosophie Johannes Rohbecks. Beider Ausgangsthese ist, dass das Ziel der klassischen Geschichtsphilosophie die theoretische Erfassung und Erklärung eines ganz realistisch als eigendynamisch, unverfügbar und zunehmend beschleunigt erfahrenen historischen Prozesses war – diese Problematik, kein Souveränitätspostulat, verberge sich auch hinter den so heftig kritisierten teleologischen Erklärungsmustern der klassischen Geschichtsphilosophie (Kittsteiner 1980: 18 f., 157, 1998: 11, 2004a: 33 f. und 2006: 41, 60; Rohbeck 2000b: 80 und 2010: 15 ff.).

Kittsteiner, der sich selbst als »geschichts-philosophierenden Historiker« versteht (Kittsteiner 2004b: 120), bemüht sich um eine von *geschichtsphilosophischen Fragestellungen angeleitete Kulturgeschichte* (Kittsteiner 2004a: 17, 33 ff. und 2006: 26, 54 ff.; vgl. auch Pufelska 2010). Dabei rekurriert er auf Kants Theorie des Geschichtszeichens, die er – wie die Idee einer Naturabsicht – als Ausdruck des Versuchs ansieht, in einem *an sich* unverfügbaren geschichtlichen Prozess Anzeichen eines Fortschreitens der Menschheit zum Besseren zu erkennen. Genau besehen beanspruche diese Theorie lediglich, Tendenzen einer Optimierung der *Rahmenbedingungen* für vernunftgeleitete Handlungen erkennen zu können (Kittsteiner 2006: 79). Dennoch finden

sich bei Kant problematische teleologische Argumentationsmuster: Kittsteiner sucht folgerichtig nach einer Orientierung am Geschichtszeichen *jen-seits eines geschlossenen teleologischen Horizontes* (ebd.: 82, 90). Dabei greift er auf die wichtigen Kategorien »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« von Reinhart Koselleck (vgl. Koselleck 1989 [1975])¹¹ zurück, die er erweitert durch Cassirers Begriff der »symbolischen Formen« (vgl. Cassirer 1994 [1929] und 1994 [1956]).

Wie Kittsteiner richtig feststellt, betrachtet Koselleck seine beiden Kategorien zugleich als »anthropologische Vorgegebenheiten« und als »transzendente Bestimmungen der Geschichte«, ohne die Menschen Geschichte weder »erfahren« noch »haben« können (Kittsteiner 2006: 26, 91). Das besagt, dass je gegenwärtiges, alltägliches wie geschichtswissenschaftlich ausdifferenziertes historisches Bewusstsein von bestimmten Überlieferungen und Erfahrungen der Vergangenheit einerseits, von Erwartungen an die Zukunft andererseits geprägt ist; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft müssen als dergestalt miteinander verschränkt angesehen werden. Angesichts der Unverfügbarkeit der Geschichte sieht sich Kittsteiner allerdings genötigt, Kosellecks Konzeption zu erweitern und neben Erfahrungsraum und Erwartungshorizont noch einen dritten konstitutiven Begriff einzuführen, mit dem berücksichtigt werden kann, dass den Menschen ihre eigenen Schöpfungen sowohl als sie affizierende als auch ihnen fremde, unbeeinflussbare Phänomene begegnen, die immer wieder neu gedeutet werden müssen (ebd.: 92). Hier integriert er Cassirers Symbolbegriff: Erfahrungsraum und Erwartungshorizont verdichten sich Kittsteiner zufolge zu *symbolischen* Formen der Weltauslegung, die dann wiederum Bedingungen für neue Erfahrungen sind (ebd.: 94). Für das historische Bewusstsein kann es daher keinerlei unmittelbare Erfahrung bestimmter Ereignisse geben, die nicht von vorgegebenen Sinnhorizonten und bestimmten Erwartungen geprägt ist. Allerdings betont Kittsteiner immer wieder, dass jede antizipierte sinnhafte Ganzheit der Geschichte als offen und wandelbar angesehen werden muss (vgl. Kittsteiner 1997: 23 ff.).

11 In diesem Aufsatz führt Koselleck beide Begriffe erstmals als »formale Kategorien« oder auch »Erkenntniskategorien« ein, die Geschichte konstituieren (1989 [1975]: 351); zugleich stellt er hier bereits seine These vor, in der Neuzeit habe sich die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung zunehmend vergrößert, genauer habe sich die Erwartung immer mehr von den zuvor gemachten Erfahrungen und Traditionen entfernt (ebd.: 369 und 2006: 80 f.).

Der symboltheoretische Ansatz Kittsteiners bestimmt auch das methodische Vorgehen seiner geschichtsphilosophisch angeleiteten Kulturgeschichte, deren eigentliche Aufgabe darin bestehen soll, das *gestaltende Grundprinzip* bestimmter Zeiten der Vergangenheit zu erkennen (Kittsteiner 2006: 94). Voraussetzung ist, dass es »eine je epochenspezifische Vorherrschaft bestimmter Symbole gibt« (ebd.: 29), aus denen sich erschließen lässt, was die Menschen zu bestimmten Zeiten als ihre »gemeinsame Grundaufgabe« angesehen haben, was wiederum auch die Art und Weise ihres Umgangs mit Geschichte bestimmt. Vor dem Hintergrund dieser Prämissen bemüht sich Kittsteiner um eine Epochengliederung der europäischen Moderne zwischen dem 17. und 20. Jahrhundert und unterscheidet dabei *drei Stufen*, die sich allerdings wechselseitig durchdringen und keine progressive Abfolge bilden.

Die *erste Stufe* der Moderne zwischen 1618 und 1715 nennt er »Stabilisierungsmoderne« (ebd. 34 ff. und 2010). In dieser Zeit der Verdichtung von Kriegen, insbesondere von religiös motivierten Bürgerkriegen, wurde *Stabilisierung* als Grundaufgabe angesehen, was sich sowohl in den Staatstheorien von Hobbes und Spinoza als auch in der Himmelsmechanik Newtons niederschlägt, sich aber ebenso an Gemälden von Velazquez oder an den Zeugnissen des Aufstiegs des Pietismus nachweisen lässt.

Die *zweite Stufe* nennt Kittsteiner »evolutive Moderne« und lässt sie von etwa 1770 bis 1880 dauern (Kittsteiner 2006: 39 ff.). Hier sind die Stabilisierungsmodelle durch dynamische Konzepte ersetzt worden, was sich vor allem durch die Etablierung zweier neuer Wissenschaften belegen lässt: der in England durch Smith und Ricardo begründeten Politischen Ökonomie und der kontinentalen Geschichtsphilosophie der Aufklärung. Beide haben mit teilweise heute noch anerkannten (Smith' Theorie ökonomischer Stadien), teilweise überlebten metaphysischen Konzepten (Kants »Naturabsicht«, Hegels »List der Vernunft«) die Grundaufgaben ihrer Zeit zu lösen versucht: Orientierung zu bieten trotz eines beschleunigten, eigendynamischen sozialen, ökonomischen und politischen Wandels.

An die evolutive schließt sich Kittsteiner zufolge zwischen 1880 und 1945 beziehungsweise 1989 als *dritte Stufe* die »heroische Moderne« an (ebd.: 44 ff.). In ihr läuft zwar der Fortschritt des Industriekapitalismus, der in der evolutiven Moderne theoretisch verarbeitet werden musste, ungehindert weiter, allerdings ändert sich die Bewertung dieses Prozesses. Vor allem Nietzsche, gedanklicher Initiator dieser Stufe, bestreitet jeden Zusammenhang zwischen menschlichen Handlungen und einer dahinter sich durchsetzenden »List der Vernunft«. Geschichte, schicksalhaft und doch an sich sinn-

los, kann in Nietzsches Augen erst von einem neuen Menschenschlag, dem Übermenschen, sinnvoll gestaltet werden. Dieses Ineinander von Schicksalsgläubigkeit und Heroismus finde sich auch bei Spengler und Jünger; es prägte das Geschichtsbild im Westen Deutschlands bis 1945, im Osten sogar noch bis 1989 (vgl. Kittsteiner 2004a: 14 f.).

Kittsteiner deutet an, dass er die Gegenwart auf einer *vierten Stufe*, der »Globalisierungsmoderne« verortet. Auf dieser Stufe bleiben ihm zufolge angesichts einer sogar noch gesteigerten Dynamik Probleme der Stabilisierung ebenso bestehen, wie die Zivilisations- und Fortschrittskritik der heroischen Moderne fortgesetzt wird, die allerdings in andere Kulturkreise ausgewandert sei (vgl. Kittsteiner 2006: 15).

Leider geht es Kittsteiner in seiner geschichtsphilosophisch angeleiteten *Kulturgeschichte* lediglich um eine orientierende Entzifferung der jeweils vorherrschenden *symbolischen Formen der Weltauslegung*; konkrete ökonomische und soziale Strukturen werden daher *nur indirekt*, in der symbolischen Verarbeitung der jeweiligen Zeitgenossen thematisiert.

Anders ist das bei Johannes Rohbeck, der in seiner technikphilosophisch angeleiteten Geschichtsphilosophie zumindest den technologischen Wandel und seine kulturellen Dimensionen ins Zentrum stellt. Rohbeck knüpft dabei ganz explizit an die Ausgangsproblematik der klassischen Geschichtsphilosophie an und versucht, deren wichtigste Einsichten für gegenwärtige Fragestellungen fruchtbar zu machen. So ist etwa die *Vorstellung der Universalgeschichte* in seinen Augen keinesfalls nur ein Abstraktum, sondern beruht auf einer durch den geographisch bedingten Abschluss der Entdeckungsreisen realisierten Universalisierung des Raumes, die auch dem Bestreben zugrunde lag, alle Kulturen an allen Orten und aller Zeiten zu erfassen (Rohbeck 2004b: 79). Zu retten sind seiner Ansicht nach zudem Aspekte der *Fortschrittstheorie*, die letztlich auf Erklärungsmodellen beruht, die aus anderen Wissenschaften, vor allem der Politischen Ökonomie übernommen wurden, was schließlich zum sozialwissenschaftlichen Impetus der Geschichtsphilosophie beigetragen habe (vgl. Rohbeck 1987: 88 ff. und 2000a: 36, 39). So versuchten die Aufklärer des 18. Jahrhunderts die Progressionen des menschlichen Geistes nicht etwa nur teleologisch zu erklären, sondern führten sie auf die Zunahme von technischen Mitteln und Instrumenten zurück, welche die menschlichen Handlungsspielräume erweiterten (Rohbeck 2004b: 83). Selbst die *Teleologie* müsse nicht gänzlich verabschiedet werden, denn sie fungiere nicht nur als Finalursache, sondern erfülle auch eine narrative Funktion, die jeder Historiker und Geschichtsphilosoph beanspruchen

müsse, wenn er Geschichte von der Gegenwart aus schreibt (ebd.: 86). Und schließlich ließe sich auch die Idee der *menschlichen Gattung als Subjekt der Geschichte* retten, verstünde man dieses Subjekt – wie es die Aufklärer taten – im Sinne eines konkreten Handlungszusammenhangs und eines generationenübergreifenden Reproduktionszusammenhangs (vgl. Rohbeck 2000a: 168 f. und 2004b: 98 f.).

Beachte man zudem – was selbst die größten Kritiker nicht leugnen –, dass der technische, wissenschaftliche und sogar ökonomische Fortschritt bis heute ungebremst weiterläuft, könne man auch das Selbstverständnis vieler Geschichtsphilosophen der Aufklärung übernehmen: Dringender denn je gelte es, diesen Prozess theoretisch angemessen zu erfassen (Rohbeck 2000a: 13 ff. und 2000b: 80).

Im Anschluss an diese Ehrenrettung der klassischen Geschichtsphilosophie nimmt Rohbeck aber auch deutliche Modifikationen des ursprünglichen Projekts vor: Seinen eigenen materialen geschichtsphilosophischen Entwurf konzipiert er nicht universalhistorisch, sondern als eine »Geschichtsphilosophie mittlerer Reichweite«. Er konzentriert sich *inhaltlich* auf den Prozess der Industrialisierung und *zeitlich* auf die Spanne zwischen der Mitte des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart (Rohbeck 2000a: 15, 23). Um der historischen Dimension des Zivilisationsprozesses gerecht zu werden und diesen gegen die von Vertretern des Posthistoire und der Postmoderne vorgetragenen Vorwürfe der Homogenisierung und Erstarrung zu verteidigen, interpretiert er Technik und technischen Fortschritt kulturtheoretisch und arbeitet zudem die normativen sowie reflexiven Potentiale technischen Handelns heraus. Rohbecks zentrales Argument lautet, dass in den technischen Mitteln, in Entdeckungen und in wissenschaftlichen Erkenntnissen jeweils »kreative Überschusspotentiale« stecken, die den Horizont der Handlungsmöglichkeiten und der Zwecke erweitern (vgl. ebd.: 19 f. und 1993: 229 ff.). Im Anschluss an die Technikphilosophien von Ernst Kapp und Ernst Cassirer lasse sich dieser Überschuss als ein kultureller erfassen. Werkzeuge, Maschinen und technische Systeme haben, insofern sie Gebrauchszwecke und damit Wertentscheidungen verkörpern, eine normative Dimension. Aufgrund der Dynamik von Herstellung und Gebrauch können sie jedoch nicht nur vorausgesetzte Zwecke und Normen erfüllen, sondern auch dazu beitragen, »daß sich neue Bedürfnisse, Ziele und verallgemeinerte Wertvorstellungen herausbilden« (Rohbeck 2000a: 20).

Weil sich der Prozess der technischen Zivilisation als kontinuierlich, irreversibel, gerichtet sowie beschleunigt erwiesen habe und neuen Sinn und